

# Die neue Welt

Nr. 14

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

## Der Ausweg.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung.)

Der junge Doktor erregte den Zorn seiner Mutter, weil er wieder einmal in ein unleidliches Schweigen verfallen war und mit seinen Worten umging, „als wenn es unbezahlbare Kostbarkeiten wären“, wie Frau Nolten sagte. Er aß wenig und benutzte jede freie Minute, um vor irgendeinem Buch zu sitzen, das er schließlich unbefriedigt in die Ecke warf. Der Buchhändler schickte immer neue Pakete, und die monatliche Lichtrechnung übertraf alle bisher dagewesenen; denn Nolten faß die halbe Nacht

auf und studierte. Sein fleischloses Gesicht sank noch mehr ein, und in seinen Augen erschien wieder jener Ausdruck, den die Mutter so sehr fürchtete. Aber noch etwas anderes lebte in ihnen, lebte erst auf, das sich auch in kurzen, abgerissenen Bewegungen des Körpers zeitweise bemerkbar machte und auf eine gewisse Entschlossenheit hindeutete, zu einem zielklaren Willen zu gelangen.

Der wunderliche Gemütszustand des Arztes wurde nicht verbessert, als er von seinen Pa-

tienten erfuhr, daß die Direktion der chemischen Fabrik in allen Arbeitsräumen einen Ukas habe anschlagen lassen, der es allen dort Beschäftigten aufs strengste verbot, irgendwelche den Betrieb angehende Mitteilungen nach außen hin zu machen. Zuwiderhandlungen sollten mit sofortiger Entlassung geahndet werden.

Nolten zweifelte nicht daran, daß sein Besuch beim Direktor Geberlein die ungewollte Ursache dieser Verordnung sei, und er empfand sie nun wie eine indirekte Kriegserklärung. Wie



Botticelli: Der Frühling.

er hörte, wirkte sie ähnlich im Personal, wo die tollsten Gerichte über einen Zusammenstoß des Massenarztes mit der Fabrikleitung im Umlauf waren. Der Arbeiterausschuß trat zusammen und beschloß, die Direktion um eine Erläuterung ihres Ukases zu ersuchen. Sie lehnte es schroff ab und wiederholte die Verordnung in verschärfter Form. Da beschloß der Arbeiterausschuß, zunächst einmal Erkundigungen bei Dr. Kolten einzuziehen und delegierte seinen Vorsitzenden dorthin.

So sah dem Arzte eines Abends der Maschinist Johannes Pfannengreber gegenüber, in der Fabrik kurz „Johanni“ genannt, weil er „so lang war wie der Tag vor Johanni“. Ja, und auch ebenso freundlich wie ein sonniger Sonntag. Auf dem hageren Körper saß ein länglicher Kopf mit einem gebräunten, scharfgeschnittenen Gesicht, aus dem ein paar helle braune Augen blickten. Wenn er sprach, zitterte an seinem Kinn ein dünner, rötlicher Ziegenbart, und die Hände waren fortwährend in Bewegung, um die Worte und Sätze gehörig zu unterstreichen.

Dr. Kolten betrachtete ihn sehr interessiert: „Wir haben uns, glaube ich, noch nie gesehen.“

Johanni lächelte und führte mit seiner großen braunen Hand eine weitabwehrende Geste aus: „Mit Kranksein geb' ich mich nicht ab, Herr Doktor. Ich bin ja auch erst ein knappes Jahr hier.“

„Und schon Vorsitzender im Ausschuß?“

Pfannengreber zog die Augenlider hoch: „Wenn die Kollegen es doch einmal wollen?“ Er zuckte die Achseln. „Ich kann reden, sagen sie. Na, es ist nicht so schlimm. Aber einer muß es doch machen, nicht wahr? Ueberhaupt: ich bin ja auch nicht verheiratet.“

„Spielt das auch 'ne Rolle?“

„Wie?“ Pfannengreber lachte und schlug sich mit beiden Händen auf die Knie. „Es ist doch ein Unterschied, ob einer Haue auf den Wagen kriegt oder eine ganze Familie.“

„Damit rechnen Sie?“

„Sie nicht, Herr Doktor?“ Er zwinkerte mit den Augen. „Man munkelt allerlei bei uns. Sie sollen schlechte Erfahrungen gemacht haben. Stimmt's.“

Kolten zauderte. „Ich weiß nicht, Herr Pfannengreber, ob ich darüber sprechen darf. Schließlich — nehmen Sie es mir nicht übel — ist das doch eine Sache, die nur mich angeht.“

„So?“ Pfannengreber blickte ihn forschend an. „Und die Klappermäuler bei uns behaupten, Sie hätten unfertwegen Krach gehabt?“

„Krach? Nein, ein Krach war es nicht. Nur eine Auseinandersetzung.“

„So oder so. Aber wenn es sich um uns gehandelt hat, wär's doch gut, wir wüßten genau Bescheid. Es liegt ein Konflikt in der Luft.“

„So? Nun, da darf ich doch wohl nicht schweigen.“ Und Kolten erzählte kurz den Inhalt seiner Unterredung mit Heberlein. Es schien nur einen geringen Eindruck auf seinen Zuhörer zu machen. „Ist das nicht empörend?“

Pfannengreber hob die Achseln: „Gewiß. Aber,“ er lächelte Kolten an, „auf der Dornhecke wachsen nun mal keine Pirschen.“

„Der Vergleich stimmt nicht, Herr Pfannengreber. Nach meiner Ansicht ist es die verdammte Pflicht der Direktion, sich eingehend um alle diese Dinge zu kümmern.“

„Ja doch. Aber sie tut's doch nicht oder bloß so, daß darüber nicht gesprochen werden darf. Was nicht beredet wird, existiert nicht.“

„Die Herren werden sich schon noch davon überzeugen, daß diese Mißstände wirklich existieren. Ich bin jetzt dabei, einen Auszug aus meinem Material herzustellen und werde ihn in einer medizinischen Zeitschrift veröffentlichen.“

Pfannengreber sah eine Weile zu Boden. Dann hob er den Kopf: „Warum gehen Sie

damit nicht vor die richtige Schmiede, Herr Doktor?“

Der sagte erstaunt: „Wissen Sie eine bessere?“

„Sprechen Sie vor uns Arbeitern.“

„Wie?“

„Halten Sie uns den Vortrag, den die Direktion nicht hören wollte. Sie hatten ja sowieso die Absicht, uns zu befehlen. Schön, machen Sie jetzt den Anfang.“

„Sie meinen einen Vortrag in einem öffentlichen Lokal, in einer Versammlung?“

Pfannengreber nickte.

„Daran habe ich wirklich noch nicht gedacht. . .“ Er stand auf und wanderte erregt hin und her. „Aber was würde die Direktion dazu sagen, Herr Pfannengreber?“

Johanni hob gleichmütig die Achseln: „Das müßten wir abwarten, Herr Doktor. Es geht ja um unsere Haut, die wir am Ende schütten dürfen, ohne andere Leute zu fragen.“

„Ja, das moralische Recht dazu steht ja außer Zweifel, aber wenn, wie Sie sagen, schon ein Konflikt in der Luft liegt —“

„Fürchten Sie sich, Herr Doktor?“

Kolten blieb erstaunt vor dem Fragenden stehen: „Fürchten? Nein, was hätte ich zu fürchten?“

„Na, für das, was wir tun, haben Sie doch keine Verantwortung.“ Pfannengreber stand auf. „Ich will mit meinen Kollegen darüber sprechen. Sicher sind alle damit einverstanden. Und — hab ich Ihr Wort, Herr Doktor, wenn es dazu kommt?“

„Ja.“ Kolten schlug in die dargebotene Hand ein. „Ja, mein Wort haben Sie. Um es offen zu sagen, Herr Pfannengreber: es ist mir geradezu ein Bedürfnis, mich einmal vor interessierten Menschen auszusprechen und meine Erfahrungen einem größeren Kreise nutzbar zu machen.“

„Dazu wird Rat werden.“

Johanni nickte lächelnd und ging.

Kolten durchwanderte noch einige Male sein Zimmer und trat dann, lebhafter als sonst, in die Altbäterstube. Die Mutter sah auf: „Gott sei Dank. Hast Du dein Selbstmördergesicht endlich wieder mal abgesetzt?“

„Du übertreibst.“

„Junge, Junge,“ sie faßte ihn bei den Schultern und schüttelte ihn, „Du bringst mich noch zur Verzweiflung mit Deinen Bestimmungen! Wochenlang tuft Du den Mund nicht auf!“

„Wirklich? Ich weiß es nicht. Aber vielleicht wird das nun anders, und ich rede mehr als Du magst.“

„Na, wer das glaubt!“

„Du wirst es schon glauben, wenn es gedruckt in der Zeitung steht.“

„Was heißt das nun wieder?“

„Ich werde Vorträge halten.“

„Wo und worüber?“

„In Arbeiterversammlungen, und zunächst über die krankmachenden Einflüsse in den chemischen Fabriken.“

„Nein!“ Ganz schroff fuhr es ihr heraus.

Sie blickten sich über den Tisch hinweg sekundenlang in die Augen.

Er sagte: „Ist es nicht doch besser, Mutter, wenn ich hier ganz schweige?“

Sie hantierte unruhig mit Messer und Gabel: „Wenn Du sprichst, sagst Du sicher nichts Angenehmes. Nun willst Du Dir wieder eine neue Last aufbürden, trotzdem Du vor Arbeit und Studieren kaum noch aus den Augen gucken kannst.“

Er hatte sich zurückgelehnt und strich mit der Hand übers Haar: „Vielleicht werde ich von jetzt an weniger Bücher und mehr das Leben studieren.“

„Na, da erfährst Du erst recht nichts Erfreuliches. Außerdem: Deine Vorträge würde man Dir sehr verübeln, und ich bin ganz sicher,

daß daraus allerlei Unannehmlichkeiten für Dich entspringen werden. Neue Sorgen, neue Unruhe. Ueberhaupt, wo Du alles so schwer nimmst. Ich habe dies Leben satt, Emil, das muß ich Dir einmal sagen. Was nützt die ganze schöne Praxis, wenn Du daraus nicht einmal soviel Lebensfreude gewinnst wie jeder Bettler sie hat? Deshalb: mir wär's schon am liebsten, wir fehrten dem Giftneß ganz den Rücken. . .“

„Was?“ Kolten war aufgestanden und bog sich über den Tisch: „Du willst hier fort?“

„Ja, so weit wie möglich.“

„Aus Deinem Elternhaus, das Du nie hergeben wolltest, soviel Dir auch geboten wurde?“

Ihr liefen die Tränen an den Wangen herunter. „Was ist denn noch davon übrig, Emil? Die Mauern, nicht wahr? Aber den Garten hat doch die chemische vergiftet.“

Er war neben sie getreten und streichelte ihr die Hand: „Und nun sind Dir plötzlich solche Gedanken gekommen, Mutterchen?“

„Gar nicht plötzlich. Ich denke schon lange daran. Es wäre wirklich das Beste, Emil, für Dich und für mich.“

„Und — was dann?“

„Du gründest Dir irgendwo anders eine neue Existenz, wo man unverschänte Luft atmen kann. Ich habe Angst vor der chemischen, Emil. Du verstrickst Dich immer tiefer mit ihr, und schließlich wird sie Dich nie mehr loslassen, das Ungeheuer wird Dich festhalten und auffressen.“

„Ganz los von der chemischen?“ Er sah sie verständnislos an.

„Es wäre das Beste, glaube es mir. Hier gehört ein robusteres Gemüt her als Du bist.“ Sie trocknete ihre Tränen und begann, heftig vor sich hinstehend, den Tisch abzuräumen.

Ganz los von der chemischen? Dr. Kolten saß auf einem Stuhl und schüttelte den Kopf. Man warf doch die aufreibende Arbeit von Jahren nicht resigniert vor die Hunde. —

Die Bewohner der Altstadt promenierten in der Hauptstraße wie an jedem Sonntagnachmittag, trotzdem der Nebel um die Dächer hing und sich in feuchten Wolken nach unten senkte. Zwei dünne, langsam schlendernde Menschenlinien bewegten sich auf den Trottoirs. Junge Mädchen und alte Herren, Familien und einige Damen, die hier die Mode von vorgestern gespreizt spazieren trugen. Es lachte, scherzte und plauderte aus den Reihen heraus, und die Güte der Herren lüfteten sich fortgesetzt, als gelte es, ein bestimmtes Quantum gymnastischer Übungen schnell hinter sich zu bringen.

Ummächtig verdickten sich die Menschenlinien, und die Bewohner der Altstadt wunderten sich über die Menge fremder Gesichter, die unter ihnen auftauchten und schneller als sie vorwärtstrebten. Unten vom Wasser kamen sie und oben vom Felde, wo die breite Kastanienallee aus dem Arbeiterviertel in die Hauptstraße mündete. Ja, immer dicker wurden die Linien; stellenweise reichten die schmalen Trottoirs nicht aus, und man geriet in die Gefahr, einen Fehltritt in die zwei Fuß tiefe Rinne zu tun.

Aber dann lösten sich aus der Masse mehr und mehr heraus und bogen in eine Nebengasse ein, die zeitweise dicht mit Menschen gefüllt war, und der breite, alttümliche Torweg des „Gasthofes zum schwarzen Schwan“ verschluckte die Ankommenden. Die Bürger der Stadt durften sich wieder unbedrängt auf ihren Fußsteigen ergehen und hatten gleich ein neues Thema der Unterhaltung: die Arbeiter der chemischen Fabrik versammelten sich im „Schwan“, um einen Vortrag Dr. Kolten's anzuhören.

Ja, dieser Dr. Kolten! . . . Man lächelte, zuckte die Achseln, machte geringschätzig Bemerkungen. Es war eben ein Sonderling, nicht so ganz normal wie andere anständige Menschen. Einige meinten, er müsse sich schämen; denn nun wolle er anscheinend die Arbeiter aufwiegeln; es werde immer schöner; die Bürgerschaft müsse auf der Hut sein.

(Fortf. folgt.)

## Mittelalterliche Gesundheitspflege.

Von Alwin Adé.

Die ausgedehnte öffentliche wie private Gesundheitspflege der griechisch-römischen Kulturperiode war dem Mittelalter fast gänzlich verloren gegangen. Das Christentum betrachtete die Pflege des Körpers als weltlich und heidnisch. Die mittelalterlichen Klosterregeln erlaubten den Mönchen z. B. nur zweimal im Jahre zu baden, und so peinlich die Tageszeit der damaligen Klosterinsassen geregelt war, Zeit und Gelegenheit für eine ergiebige körperliche Waschung findet sich nirgends. Der menschliche Körper erschien der christlichen Anschauung, und zwar nicht nur in der asketischen Zeit des ersten Jahrhunderts, als ein an sich häßliches, unreines Gefäß, welches nicht verlohnte, sich mit ihm zu beschäftigen.

Auf die Dauer konnte natürlich die vom Christentum vertretene Gleichgültigkeit gegen öffentliche wie private Körper- und Gesundheitspflege nicht aufrechterhalten werden. Schon das Wachstum der mittelalterlichen Städte, deren unhygienische Bauart, das Zusammenwohnen vieler Menschen auf engem Gebiete, zwang zu einer solchen. Der mittelalterlichen Stadt war zu alten Zeiten Licht und Luft gar spärlich zugemessen gewesen. Da in den meisten Städten der Besitz eines Hauses Vorbedingung zur Aufnahme in das Bürgerrecht war, wurde der an sich beschränkte städtische Baugrund nach Möglichkeit ausgenutzt.

Dazu wurden die Häuser immer höher und der übliche Ueberbau hielt vollends jeden Licht- und Luftstrahl von den ohnehin viel zu engen Gassen und Straßen ab. Der Ueberbau wurde zu einem schweren sanitären Uebel für die mittelalterliche Stadt. Zwar sah man dessen gesundheitliche Schädigung bald ein und suchte mittels Satzverordnung den ziellos wuchernden Ueberbau auf ein halbwegs erträgliches Maß zurückzuführen. So verbietet der Rat von Frankfurt a. M. im Jahre 1418 den Ueberbau in den engen Straßen überhaupt. In den breiteren durfte der erste Ueberbau 1 Elle, der zweite  $\frac{3}{4}$  Elle betragen. In vielen Städten wurde der Ueberbau überdies städtisches Steuerobjekt. Der Stadt Florenz z. B. brachte der Ueberbau im Jahre 1338 den außerordentlich hohen Betrag von 5500 Goldgulden ein.

Zu allen Jahreszeiten blieb die mittelalterliche Stadt daher ungemein feucht und modrig. Eine der ersten Aufgaben der mittelalterlichen Satzfürsorge auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege bildete die Straßenreinigung. In den meisten Städten gehörte sie direkt zu den Satzobliegenheiten. In Nürnberg stand sie unter der Aufsicht des städtischen Bauamtes, Frankfurt a. M. hatte ein eigenes „Dreckmeisteramt“, dem die Aufgabe zufiel, für Ordnung zu sorgen. In Paris dagegen blieb bis zum 14. Jahrhundert die Straßenreinigung im wesentlichen Aufgabe der Bürger resp. der Hausbesitzer. Im Jahre 1399 wurden dort die Kosten der Abfuhr geregelt, und der König befahl, daß Bürger, Geistliche und die Prinzen von Geblüt die Instandhaltung und Reinigung der Straßen vor ihren Häusern zu besorgen hätten. Die Hausbesitzer ließen damals wohl den Dreck in Karren wegfahren, ihn aber auf der Place Maubert abladen, der vollständig verpestet wurde. Auch alle übrigen Plätze von Paris dienten als Dreckablage. Nicht viel besser war es bis zum 17. Jahrhundert in dieser Beziehung in Berlin. Im Jahre 1650 bedurfte es z. B. erst des Eingreifens des Kurfürsten, um den großen Dreckberg an der Peterskirche fortzuschaffen. 1671 wurde verordnet, daß jeder Bauer, der nach Berlin zu Markte kam, eine Fuhre Unrat aus der Stadt schaffen mußte.

Die sanitären Gesichtspunkte, von denen aus die Städte damals die Straßenreinigung besorgten, ließen jedoch ebenfalls fast alles zu wünschen übrig. Man schaffte den Straßenschmutz einfach vor die Tore, wo er sich zu wahren Riesbergen ansammelte, die mit den am Rabenstein faulenden, fast nie beseitigten Körpern der Verstorbenen um die Wette stank!

Alle Anstrengungen der Dreckmeister und Satzbehörden zur Reinhaltung der Straßen aber scheiterten in der Hauptsache an der starken städtischen Viehhaltung. Die Misthaufen, der Abfluß der Schweinefäße und alle sonstigen, nach Landwirtschaft duftenden Ingredienzien ließen sich nicht fortbringen und führten trotz aller Verbote ein malarisches Stilleben in den mittelalterlichen Städten. Friedlich grunzend tummelten sich die Schweine auf den städtischen Straßen und Gäßchen und mächtige Kinderherden trampelten morgens und abends gewichtigen Schrittes durch das Stadttor. Die Stadtbehörden suchten vor allem der Schweineidylle ein Ende zu machen. 1131 ließ in Paris in der rue du Martroi ein Schwein dem Pferde des fünfzehnjährigen Sohnes Ludwig des Dicken unter die Beine und der Prinz starb an den Folgen dieses Schweinerencontres. Infolgedessen wurde das Umherlaufen der Schweine in den Straßen der Stadt Paris verboten, hatte aber so wenig Wirkung, daß im Jahre 1348 der König Johann gebieten mußte, daß alles Vorstewich, das sich trotz des Verbotes auf den Straßen herum triebe, von den Dienern des Châtelet getötet werden sollte. Diese behielten den Kopf für sich, das übrige wurde den Spitälern überliefert.

Die deutschen Städte gestatteten schließlich nur noch den Bäckern das Halten von Schweinen. In Nürnberg sollte jeder Bäcker deren 10, in Frankfurt a. M. (1365) die im Mate sitzenden Bäcker 8, die übrigen jeder 4 halten dürfen. Das Herumlaufen der Schweine war ebenfalls verboten, wurde aber auch hier überall so wenig geachtet, daß der Rat von Nürnberg Anfang des 15. Jahrhunderts verordnete, „auch soll fürbaß niemand kein weinsmutter die in der inern stat nicht ziehen noch haben. Wer das überfur, der muß geben alle tag 1 phunt haller, und wer die weinsmutter oder die jungen abtet, der sollt daran nicht gefrevelt haben“. Aber noch im 17. Jahrhundert wühlten die Schweine munter in den Nürnberger Straßen!

Milche kostete es auch, die Schweinefäße, die des bequemen Abflusses wegen überall direkt an der Straße standen, von dort wegzuschaffen. In Berlin befanden sich noch 1641 die Schweinefäße direkt unter den Fenstern der Häuser; erst 1681 wurde dort das Schweinemästen verboten.

Nicht wenig zur Verunreinigung der mittelalterlichen Städte trugen auch die Handwerker bei. Vom 14. Jahrhundert an wurden zwar die schmutzigsten derselben, wie Fleischer, Gerber, Färber usw., vor die Stadttore gewiesen. Aber die übrigen machten mit ihren Betriebsabfällen noch Unrat genug. Die Goldschläger, Pergamentler usw. schütteten zum Beispiel in Nürnberg ihre Weizen gewohnheitsmäßig auf die Gassen. 1413 mußte den Schmieden in Freiberg verboten werden, Schlacken usw. auf die Straße zu werfen. Die Nichthandwerker gaben den Handwerkern jedoch an Unsauberkeit und Schlamperei durchaus nichts nach. Für das mittelalterliche Bürgertum war die Straße der naturgemäße Abladeplatz für allen Dreck und häuslichen Abfall. Tote Hunde, Katzen, Matten, alles sonstige Mas wurde als ganz selbstverständlich bei günstiger Gelegenheit auf die Straße befördert. Nürnberg stellte im Jahre 1490 besondere Knechte an, die täglich das auf der Gasse aufgelesene Mas vor das Tor schafften, und andere Städte waren gezwungen, ein gleiches zu tun. Wer auf einer mittelalterlichen

Straße ging, mußte sehr Obacht geben, daß ihm nicht eine Ladung Unflat auf den Kopf geschüttet wurde. Krakau verordnet daher 1373, „wer einen begeußt aus einem Hause, es sei bei Tage oder Nacht, der soll zur Buße 1 Schock haller geben“. In Frankreich bedrohte 1536 ein besonderes Parlamentsedikt, Dreck aus den Fenstern auf die Straße zu schütten.

Da die mittelalterlichen Städte gar nicht oder nur mangelhaft gepflastert waren (Paris ließ 1185, Florenz 1236, Bologna 1241, Nürnberg 1386, Frankfurt a. M. 1399 einige wenige Straßen pflastern, „Steinwege“, d. h. schmale gepflasterte Straßenübergänge, legten Lübeck 1310, Straßburg 1322 an), schwammen bei der allgemeinen Unsauberkeit die Straßen trotz aller Satzfürsorge für gewöhnlich in Dreck und Kot. Wenn Frankfurt am Main Fürstenbesuch bekam, suchte man die dortigen Straßen durch Ausbreiten von Sties und Stroh wenigstens einigermaßen passabel zu machen. Ohne große hölzerne Kotschuhe ließ sich aber auch dann nicht durchkommen. Denn da das ausgebreitete Stroh im Sommer acht, im Winter vierzehn Tage liegen blieb, ehe es durch neues eriekt wurde, blieb alles beim alten. Als daher 1562 Kaiser Maximilian II. mit dem Herzoge von Bayern auf der heutigen „Zeil“ wohnen wollte, ersuchte er als vorsichtiger Herr vorher den Frankfurter Rat, die Straße doch pflastern zu lassen, „weil dieselbe etwas böse und im Winter sehr tief sein solle“. 1485 blieb Kaiser Friedrich in Neutlingen mit dem Pferde im Straßendreck stecken und Tütlingen lehnte den Besuch des gleichen Kaisers mit der Motivierung ab, daß bei ihnen bei schlechtem Wetter ein berittener Mann bis an den Pferdebauch zu versinken pflege. Welches Aroma ein derartiges fauliges Gemenge von Straßenschlamm, Mist, samt den Ueberbleibseln toter Hunde und Katzen etwa zu verbreiten pflegte, läßt eine Notiz des französischen Chronisten Rigordus ahnen, nach welcher 1185 König Philipp August phumächtigt wurde, als er am Fenster seines Palastes stand und vorüberfahrende Karren den Straßenschmutz aufwühlten!

Da wo ein Fluß oder Bach durch die Stadt oder an ihr vorbeifloß, teifte dieser sich mit den Straßen und Gassen in die Aufgabe, als Dreck-sammelbassin zu dienen. Den Fischbach in Nürnberg hatten z. B. die Färber, Kürschner, Gerber usw. derartig mit ihren Abwässern verunreinigt, daß er wie die Pest stank. Anfangs des 15. Jahrhunderts war selbst ein so großer Fluß wie die Seine durch die unablässige Verunreinigung der Pariser derartig „anrüchig“ geworden, daß Karl VI. 1404 drohte, sie auf Kosten der Bürger reinigen zu lassen.

Zu diesen Uebelständen kam als schlimmster das offene Ableiten der städtischen Latrinen in Fluß und Kanäle. Die Abortverhältnisse der mittelalterlichen Städte waren in sanitären wie allen sonstigen Beziehungen einfach abscheulich. Bis in das 15. Jahrhundert hinein stand der Ort, wo der Mensch allein mit sich zu sein pflegt, in den mittelalterlichen Städten in aller Unschuld direkt an der Straße. Es kostete Kampf, ehe er von dort vertrieben war. Auch die Anlage von Senkgruben war nicht ohne weiteres durchzuführen. Noch 1539 erzwang Franz I. die Anlage von Aborten und Senkgruben von den Pariser Hausbesitzern nur durch Androhung schwerer Geld- und Körperstrafen.

In den meisten deutschen Städten war aber im 15. bis 16. Jahrhundert die Anlage von Senkgruben noch nicht durchgeführt. Die Aborte hingen dort wie Vogelkäfige an der Rückseite der Häuser. Der Unrat fiel auf eine grob gepflasterte Gasse, den „ephad“ oder wie man ihn auch drastischer nannte, den „Wuostgraben“. In ihm sammelte sich auch noch aller Schmutz,

den man aus den Häusern entfernte. Die Säuberung des „Opfads“ überließ man in der Hauptsache dem Regenwasser. Nur in Wintersonaten, bei strenger Kälte, säuberten gewöhnlich einmal im Jahre zur Nachtzeit der Senker mit seinen Knechten die Schmutzgräben. In den Häusern, die am Flusse standen, gingen alle Aborte direkt in den Fluß, z. B. in Nürnberg in die Pegnitz. In die Pegnitz wurde dort auch der Inhalt aller ausgeräumten „Opfads“ sowie der sieben öffentlichen Bedürfnisanstalten geschüttet, die Nürnberg im 15. Jahrhundert besaß. In Frankfurt a. M. stand das am meisten frequentierte städtische „heimliche Genjäch“ ebenfalls direkt auf der Mainbrücke über dem Flusse. Das Vorhandensein öffentlicher städtischer Bedürfnisanstalten in den mittelalterlichen Städten war allerdings an sich schon ein großer hygienischer Fortschritt; da, wo sie fehlten, z. B. in Paris bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, waren die Zustände über alle Maßen schmutzig. Noch zu Louis XIV. und XV. Zeiten fehlte sogar in den königlichen Schlössern jede Austrittsmöglichkeit. Bei Hoffestlichkeiten wurde daher nolens volens jeder halbwegs abgelegene Korridor, jeder finstere Winkel von den Geladenen als Austrittsort benutzt. — In die Flüsse wurde von Obrikeit wegen auch sonst alles Mögliche und Unmögliche geworfen, z. B. die Leichen der Selbstmörder, fein säuberlich in Fässer gepackt. In Frankfurt a. M. zahlte im Jahre 1499 der Rat für eine jede Ratte, die täglich zwischen 11 und 12 Uhr auf der Mainbrücke abgeliefert wurde, 1 Pf. Den Ratten wurde der Schwanz abgehauen und das übrige — schwebt — in den Main geworfen. Nur dort, wo Flußwasser auch zum Baden und Bräuen benutzt wurde, ging man gegen die Verunreinigung der Flüsse strenger vor. In London war z. B. durchaus verboten, Straßenschmutz und Schlachthausabfall in die Themse zu werfen. Auf das Baden beim Tower stand Todesstrafe. Leider kümmerte sich das mittelalterliche Städtebürgerthum verflucht wenig um derartige sanitäre Vorschriften. Im Jahre 1565 brach z. B. in Freiberg i. S. die Pest aus, weil man Trinkwasser dem stinkenden Mühlbache entnommen hatte. — Für die mittelalterliche Stadt mit ihrer zusammengepferchten Bevölkerung, ihren vielen Schmutz- und Ansteckungsherden innerhalb der Stadtmauern wurde der Ausbruch einer jeden ansteckenden Krankheit gefährlich und drohte sich zur Epidemie auszuwachsen. Man hatte daher auf Grund gemachter Erfahrungen schon frühzeitig angefangen, ansteckende Kranke aus der Stadt herauszunehmen, um sie vor den Toren in Kranken- und Siedenhäusern zu isolieren. Dies war vor allem bei dem im frühen Mittelalter, besonders aber nach den Kreuzzügen stark grassierenden Auszuge der Fall. Allerdings trugen bis zum 14. und 15. Jahrhundert die zahlreichen Leprosorien (Spolierstätten für Aussächtige) sowie auch alle sonstigen Kranken- und Siedenhäuser selbst in den größten Städten einen ausgesprochen religiösen Charakter. War doch die Fürsorge für Kranke und Hilflose anfänglich ausschließlich den Händen der Kirche überlassen worden. Kirchlich war bis zum 13. und 14. Jahrhundert auch die gesamte Heilkunde. Denn außer den wenigen jüdischen Medizinern waren alle damaligen Ärzte Geistliche, besonders Benediktiner. Ende des 14. Jahrhunderts fingen die Städte dann langsam an, auf städtische Kosten Krankenhäuser zu errichten, Stadtärzte anzustellen und die kirchliche Krankenpflege der städtischen Oberaufsicht zu unterstellen.

(Schluß folgt.)

## Die wirtschaftliche und politische Entwicklung Chinas.

Von H. Conrady.

(Fortsetzung.)

Mit dem fortschreitenden Verfall Chinas unter der Mingdynastie wurden die kriegerischen und räuberischen Nomaden im Norden wieder gefährlich, speziell jene Nachbarstämme, die unter dem Namen der Mandschus zusammengefaßt werden. Die nach ihnen benannte Mandchurei fiel seit 1620 in ihre Hände, nachdem sie von dem berühmten Feldherrn Nurhachu zu einer Militärmonarchie vereinigt worden waren. Auch ganz Miantung gehörte ihnen bald, und immer bedrohlicher drängten die Mandschus gegen Peking vor. Indessen wäre ihnen die Eroberung Chinas bei alledem nicht so leicht geworden, wenn ihnen nicht eben die inneren

Mandschus ihrerseits strecken schon die offene Hand entgegen und versprochen, was man wollte. Insbesondere kam ein Bündnis zustande zwischen ihnen und dem chinesischen General, der gegen sie im Felde lag, Wufankuei. Dem Zusammenwirken seiner Armee und der Mandschus erlag Litschscheng. Peking fiel in die Hände der Verbündeten und schließlich auch das ganze südliche China. Damit aber war die Herrschaft der Mandschus im Lande aufgerichtet; denn sie dachten natürlich nicht mehr daran, das Land zu verlassen, sondern ihre Kriegsfürsten wurden nun Herrscher von China, sie selber herrschende Klasse des Landes. Freilich verfahren sie nun keineswegs etwa so, daß sie alle Chinesen unterschiedslos als Unterworfenen behandelt hätten. Sondern sie ließen ihre chinesischen Verbündeten aus den regierenden Schichten ihren Platz an der Staatskrippe behalten, ja, bedachten solche noch in großem Maße mit neuen Landverleihungen. Aber die militärischen Positionen blieben durchaus den Mandschus vorbehalten, für die auch der Weg in die Zivilverwaltung nur über die Militärkarriere führte, die den Chinesen verschlossen war. Die Zivilverwaltung blieb größtenteils in chinesischen Händen, aber überall stand neben und faktisch über dem Zivilgouverneur ein General der Tataren, die in der Stadt die Garnison bildeten. Die Besatzungen waren über das ganze Reich weg aus den „Bannertruppen“ der Mandschus gebildet. Sie wurden aus öffentlichen Mitteln unterhalten, bekamen Reis und Geld vom Staat, selbstverständlich auf Kosten der Steuerzahler. Dabei handelte es sich nun um keine Alleinigkeit. Besonders stark wurden Peking und seine Nachbarschaft mit Mandschus belegt, und es ist Tatsache, daß allein für diesen Bezirk noch vor ein paar Jahren bloß an barem Gelde die Bannertruppen jährlich 25 Millionen Mark kosteten. Außerdem wurden den Bannern als Gesamtheiten, d. h. als militärischen Genossenschaften, sowohl als ihren Führern und überhaupt dem zahlreichen Kriegsadel der Mandschus große Mengen von Ländereien zugewiesen, die tatsächlich Kriegslehen darstellten. Diese Güter waren nämlich unveräußerlich und steuerfrei, es ruhte die Verpflichtung zum Kriegsdienst auf dem Besitz. Dadurch entstand denn nun ein massenhafter Großgrundbesitz von Manschuadligen, der durchweg an chinesische Pächter aus-

gegangen war. Die Mandschus selber durften weder Ackerbau noch Handwerk oder gar Handel treiben, sie waren bloß für den Heeresdienst da, sollten ausschließlich eine Kriegerkaste sein und wurden auch durch ein Verbot der Eheschließung zwischen Mandschus und Chinesen von diesen abgeschlossen.

Im übrigen änderten die Mandschus nicht viel an der bisherigen Organisation Chinas, der sie sich vielmehr nach Kräften anpaßten. Freilich wurde es unter ihnen auch nicht wesentlich besser mit den Mißbräuchen, die unter den letzten Mings allgemeines Mißvergnügen hervorgerufen hatten. Wir hören wohl, daß Anstalten getroffen wurden, die Uebelstände beim Prüfungswesen abzustellen. Es wird aber nicht viel dabei herausgekommen sein; jedenfalls wurde es auf die Dauer schlimmer als je mit dem Krebschaden, daß nicht sowohl Fähigkeiten als Schmiergelder den Weg zu den höheren Ämtern öffneten, wodurch sich eine Gentry mit reichem Besitz bildete, zu dem faktisch auch ein Anspruch auf fette Pfründen erb- und eigentümlich gehörte. Tatsächlich verschwand dagegen auf beträchtliche Zeit die Gentrywirtschaft, um erst im 19. Jahrhundert eine fröhliche Urständ



Verhältnisse des Landes zugute gekommen wären. Unaufhörliche Aufstände unzufriedener Volksmassen folgten einander. Besonders umfassend wurde schließlich eine Erhebung, an deren Spitze ein Bauer aus Schensi namens Litschscheng stand. Dieser volkstümliche Führer gewann immer mehr Boden und eroberte schließlich im Jahre 1644 Peking selber, wo er sich ansah, die Stelle des letzten Mingkaisers einzunehmen, der durch Selbstmord endigte. Hinter die gewöhnliche Darstellung der offiziellen Geschichtsschreibung Chinas, wonach Litschscheng zuerst ein Bandit und dann ein sehr bössartiger Tyrann gewesen wäre, wird man ein dickes Fragezeichen zu machen haben. Damit soll zweifellos nur die Haltung gerechtfertigt werden, die nun ein großer Teil der chinesischen Beamenschaft und überhaupt der oberen Schichten annahm. Mißvergnügt mit einem Regiment revolutionären Ursprungs, das seine Spitze gegen die bisherige Korruptions- und Raubwirtschaft richtete, lenkten die in ihren Plänen an der Staatskrippe und ihrem Grundbesitz Bedrohten ihre Blicke hilfesuchend über die Landesgrenze weg zum äußeren Feind, der ihnen erträglicher schien als der innere. Die

zu erleben. Noch im 17. Jahrhundert wurde die Mandschuherrschaft durch langwierige Aufstände im Süden auf eine harte Probe gestellt. Aber sie behielten schließlich überall die Oberhand und herrschten nun bis Ende des 18. Jahrhunderts ziemlich unangefochten. Die Mandschufürstentümer des 18. Jahrhunderts, besonders Kienlung (1736 bis 1796) sind auch von europäischen Geschichtsschreibern auf Grund chinesischer

Geschichtsschreibung mit großem Lobe bedacht, ihre Regierungszeiten als eine Blüteperiode Chinas hingestellt worden. Wenn man sich aber bemüht, den Dingen ein wenig auf den Grund zu gehen, so zeigt sich, daß das Regierungssystem auch damals herzlich wenig dazu getan hat, den Chinesen voranzuhelfen. Es wäre schon etwas Erkleckliches, wenn man annehmen dürfte, daß unter diesen Kaisern in öffentlichen Arbeiten viel geschehen wäre. Indes hat offenbar in dieser Zeit der Verfall der alten Straßen, Kanäle usw. in großem Maße begonnen, und es kann nicht behauptet werden, daß wirksame Maßnahmen zur Regulierung der großen Ströme getroffen worden wären. So wurde China des öfteren von Überschwemmungen, Dürren, Hungersnöten heimgesucht. Ueber die Lage des chinesischen Volkes zur Zeit des Kaisers Kienlung findet sich in Adam Smiths großem Werk über den

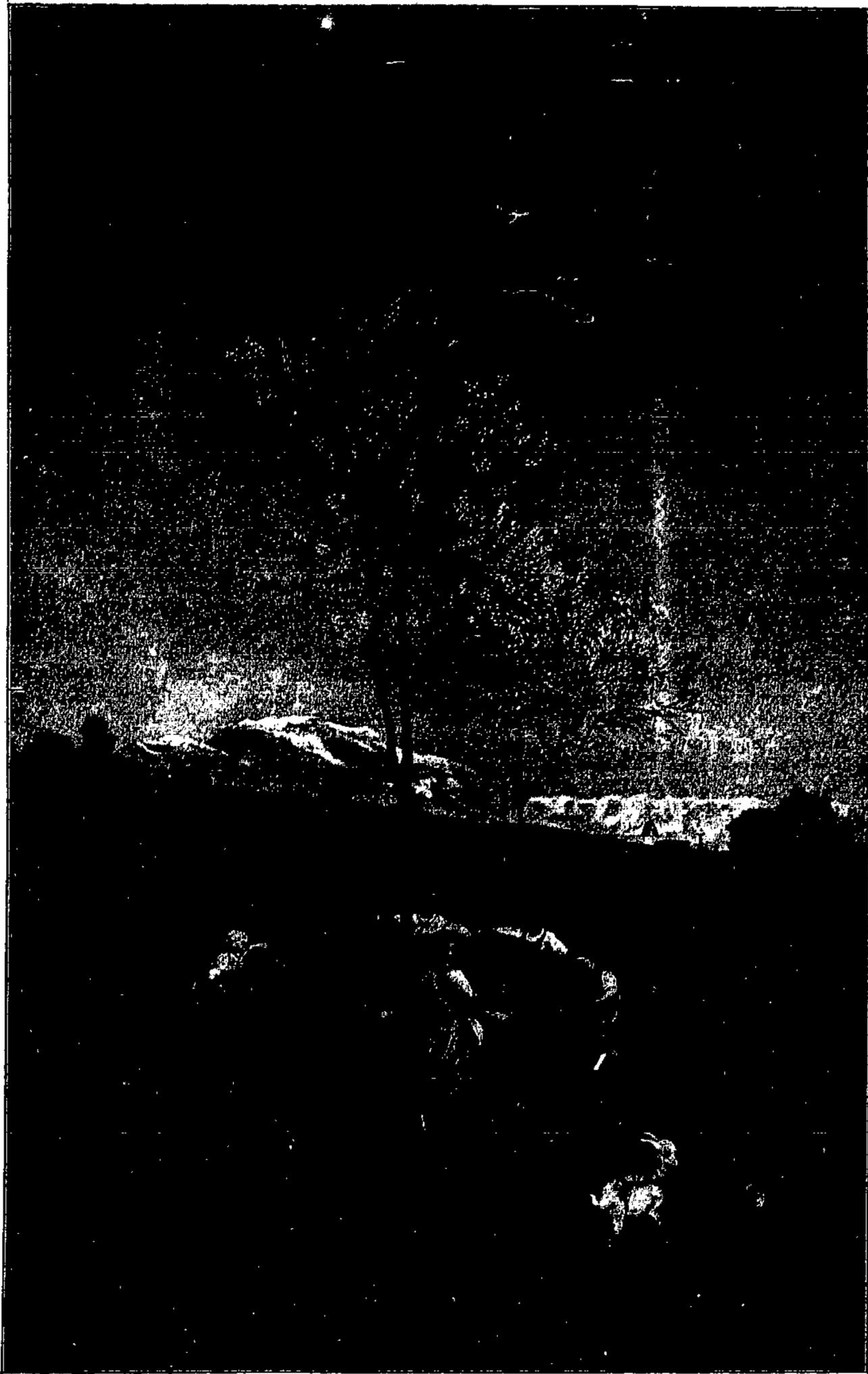
Nationalreichtum (1775) auf Grund der damaligen Berichte eine kurze Zusammenfassung, die übel zu den Ruhmeserhebungen der Lobredner paßt, aber wohl nicht allzu weit von der Wahrheit entfernt ist. Er konstatiert das Uebereinstimmen aller sonst in vielen Dingen einander widersprechenden Reiseberichte

in bezug auf die Niedrigkeit der Arbeitslöhne und die Schwierigkeit für den Arbeiter in China, eine Familie durchzubringen. Wenn er für seine schwere Arbeit soviel bekommen, um abends eine kleine Menge Reis kaufen zu können, so sei er zufrieden. Die Lage der Handwerker sei womöglich noch schlimmer. Anstatt, wie in Europa, auf Kunden zu warten, liefen sie beständig mit ihrem Werkzeug in den

Straßen herum und böten ihre Dienste an, so daß sie sozusagen um Beschäftigung bittelten. „Die Armut der niedrigeren Schichten der Bevölkerung in China übersteigt weitaus die der bettelhaftesten Nationen in Europa.“ Smith weist dann auf die großen Mengen von Familien bei Kanton hin, die in Ermangelung einer

große Ehrgeiz von jedermann, in Besitz von einem kleinen Stück Land zu gelangen, sei es als Eigentum, sei es als Pachtung, und man sagt, daß Pachtungen dort auf sehr gemäßigten Bedingungen bewilligt werden und für die Pächter hinreichend sicher sind.“ — Von kommerziellem und industriellem Fortschritt war

ebenfalls unter den gepriesenen Kaisern des 18. Jahrhunderts keine Rede, wenigstens von keinem, zu dem die Regierung irgendetwas beigetragen hätte. Es entwickelte sich in dieser Zeit stark der überseeische Auslands-handel, indem in Europa eine ständig steigende Nachfrage nach solchen chinesischen Artikeln, wie Seide, Porzellan und besonders Tee existierte. Die Zunahme des Teeanbaues und -exports war zweifellos der wichtigste ökonomische Fortschritt dieser Zeit. Dagegen sind gewiß schon damals die einheimischen Gewerbe, wie Textilindustrie, Porzellanfabrikation, Lackwarenherzeugung, gegen die Mingzeit erheblich zurückgegangen. Was am meisten an diesen Mandschufürstentümern gerühmt wird, die auswärtigen Erfolge in Kriegen, die sich bis nach Birma und Nepal erstreckten, war für das chinesische Volk nicht besonders vergnüglich wegen der daraus entspringenden Lasten. Die Finanzen kamen unter dem großen Eroberer Kienlung in eine liebliche Unordnung, teils infolge seiner Kriegsunternehmungen, teils auch infolge des immer großartiger werdenden Unterschlagungs- und Erpressersystems der Mandarinen, gleichviel, ob Mandchus oder Chinesen. Diese Korruptionswirtschaft war unter Kienlung schon fast ebenso eingewurzelt wie im 19. Jahrhundert und bis zur



H. Thoma: Frühlingsreigen.

Wohnung auf dem Lande ganz auf kleinen Fischerbooten leben und aus Mangel an Lebensunterhalt sogar die widerlichsten Abfälle europäischer Schiffe auffischen. Bezeichnend findet Smith auch die Häufigkeit des Ertränkens von Kindern. An anderer Stelle hebt er aber auch hervor, daß es dem Landmann in China besser gehe als dem Handwerker, während der Handel geradezu verachtet sei. „In China ist es der

Gegentwart. In Gespräch mit einem damaligen französischen Diplomaten, der fragte, ob es kein Mittel gebe, diesem Diebesystem ein Ende zu machen, gestand ein hoher Mandarin unumwunden ein, daß man machtlos dagegen sei, das Uebel sei zu weit verbreitet. Faktisch war ein Spitzbube größter Stilz die rechte Hand des Kaisers Kienlung. Sein Finanzminister hat in den langen Jahren seiner

Macht nicht weniger als 500 Millionen Mark zusammengehoben. Er ist nach dem Tode seines Vaters unter dessen Nachfolger Kia King unter Anklage gestellt und hingerichtet worden. Dieses Exempel konnte aber nicht viel fruchten, denn das eigentliche Objekt Kia King's und der bössigen Clique, die hinter ihm stand, war nicht Schaffung einer ehrlichen Verwaltung, sondern Ergattern der Schätze des Ministers, die der Konfiskation verfielen. Sie wurden nicht etwa für gemeinnützige Zwecke verbraucht, sondern für die unsinnigste bössige Verschwendung verpulvert. Unter Kia King machte sich der orientalische Sultanismus in der denkbar schlimmsten Gestalt geltend. Eine wüste Haremswirtschaft verschlang Unsummen und trug dazu bei, die Finanzen in noch größere Unordnung zu bringen, als bei Kia King's Tode schon bestanden hatte. Wenn aber auch die Miswirtschaft unter Kia King noch zunahm, vorhanden war sie schon zu Kia King's Zeiten, und so war auch weitverbreitete Unzufriedenheit schon eine Hinterlassenschaft des vielgeliebten Kaisers. Die neue Regierung bekam baldigst mit lange währenden und weitverbreiteten Aufständen zu tun, die den Zweck hatten, der Mandschuherrschaft und dem Mandarinenraubsystem ein Ende zu machen. Ueberall vertretene geheime Verbindungen, besonders die Sekte der Wasserlilie, hatten bei diesen Bewegungen die Hand im Spiele. Hervorgegangen aber waren sie aus der Not und Unzufriedenheit der Volksmassen. Mit schwerer Mühe und natürlich unter furchtbarem Blutvergießen wurde man schließlich der Aufstände Herr. Die Lehre, die von den Regierenden aus den Ereignissen gezogen wurde, bestand bloß darin, daß man mit allen Mitteln der Unterdrückung neue Ausbrüche hintanhalten müsse. Des Kaisers wichtigstes ernsthaftes Streben neben seinen geliebten Ausschweifungen bestand also darin, die geheimen Verbindungen auszurotten. Auf die bloße Zugehörigkeit zu revolutionären Gesellschaften wurde der Tod gesetzt. Als Kaiser Kia King im Jahre 1820 mit dem Tode abging, warteten über 12 000 Personen in den verschiedenen Gefängnissen des Landes darauf, wegen ihrer revolutionären Gesinnung vom Scharfrichter abgetan zu werden.

Der neue Kaiser Taokuang war nicht ganz so brutal und keineswegs so verkommen wie sein Vorgänger, sondern ein normaler Mensch, der freilich durchaus nicht das Zeug dazu hatte, ein so ungeheures Land wie China aus der Stagnation zu erlösen. Wie wenig einzelne Menschen dafür überhaupt bedeuteten, bewies auch das Faktum, daß, obwohl Taokuang sich von seinem verschwenderischen Vorgänger Kia King besonders auch durch seinen ausgesprochenen Geiz unterschied, die Zerrüttung der Finanzen unablässige Fortschritte machte, so daß Taokuang, nachdem er ein Vierteljahrhundert regiert hatte, ein Hundschreiben an die hohen Beamten erließ, das die bezeichnende Frage aufwarf, wie man dem allgemeinen Bankrott vorbeugen könne. Eins der Mittel zur Aufbesserung der Finanzen, worauf man schon seit langem verfallen war, zeigt zur Genüge die völlige Ratlosigkeit, in der man sich befand. Man betrieb nämlich einen andauernden und allgemeinen Aemterhandel und verkaufte nicht nur die bestehenden Posten, sondern schuf auch Regionen von neuen bloß zu dem Zwecke, um sie verkaufen zu können. Es versteht sich von selbst, was für eine Sorte Beamte aus diesem Aemterhandel hervorgehen mußte, Leute natürlich, denen es bloß darum ging, das bezahlte Geld aus dem Posten zehnfach wieder herauszuschlagen, und da die Gehälter minimal waren, obendrein auch vielfach gar nicht bezahlt wurden, so erschöpfte sich die Amtstätigkeit dieser Herrschaften wesentlich darin, das Volk nach Notizen auszuplündern und

überhaupt die Diebstwirtschaft zu potenzieren. In zahlreichen Fällen waren es jetzt geradezu Räuberhauptleute, die in Amt und Würden ihren früheren Beruf fortsetzten. Es kam der Regierung gar nicht darauf an, auch mit solchen Leuten Handelsgeschäfte zu machen. Die ökonomischen Verhältnisse Chinas verschlechterten sich dabei notwendig bedeutend. Dem Gedeihen von Handel und Industrie stand der Umstand im Wege, daß Kapital sich überhaupt nicht hervorwagte aus Furcht vor den offiziellen Räubern. Die Landwirtschaft litt unter der fortdauernden Vernachlässigung der öffentlichen Arbeiten und dem steigenden Druck der Steuern. So wurde die Lage der Bevölkerung zusehends trauriger. Die Verarmung weiter Schichten machte ebenso rasche Fortschritte wie die Anhäufung von Besitz in den Händen der kleinen Oberschicht, und große Mengen von Besitzlosen gerieten geradezu in die Sklaverei. Es war auch, wie kaum gesagt zu werden braucht, wieder kein Mangel an Hungersnöten. Bei einer solchen zu Anfang der 30er Jahre stellten sich in Peking 100 000 Besitzlose regelmäßig zu den offiziellen Reisverteilungen ein. Man hatte schon wieder Angst vor Verzweiflungsausbrüchen, und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß das Mißvergnügen in diesen Zeiten fortwährend im Steigen war.

Eine mächtige Förderung erfuhr es nun auch durch den Verlauf des ersten Konflikts mit England, der seit 1840 kriegerische Formen annahm. Dem fremden Handel war damals bloß Kanton geöffnet. Bis 1834 kamen dort unter englischer Flagge nur Schiffe der Ostindischen Kompagnie an, die das Monopol auch für den Chinahandel hatte. Mit dem genannten Jahre aber erlosch das Handelsprivileg und die freie Konkurrenz setzte ein. Das bewirkte nun alsbald ein enormes Anschwellen der Opiumeinfuhr, die von der Kompagnie bei der Bestechlichkeit der Mandarinen trotz des bestehenden Einfuhrverbots mit Erfolg und reichem Gewinn betrieben worden war. Die bösen Folgen des zunehmenden Verbrauchs an Opium brachten nun schließlich auch die Regierung in Peking so weit, energisch die Unterdrückung des Opiumschmuggels zu versuchen. Die Vertreter der englischen Interessen aber sahen zu diesem Schritte sehr scheel, besonders als die chinesischen Autoritäten in Kanton schließlich dazu schritten, einige 20 000 Kisten Opium konfiszieren und vernichten zu lassen. Die englische Regierung nahm tatsächlich keinen Anstand, diese Vorgänge zum Anlaß eines Krieges zu machen, der wegen des Vorwandes Opiumkrieg genannt wird und den wirklichen Zweck hatte, den englischen Handel treibenden in China eine geachtete Position als bisher zu verschaffen und den englischen Handel von der Beschränkung auf Kanton zu befreien. Die englischen Schiffe, Kanonen und Soldaten hatten gegen die primitiven Verteidigungsmittel der Chinesen im ganzen leichtes Spiel, und schließlich, nachdem die Engländer bis Nanking gelangt waren, bequimte sich die immer wieder geschlagene chinesische Regierung zum Frieden von Nanking, 1842, der den Engländern die Abtretung von Hongkong und die Eröffnung einer Anzahl von weiteren Häfen brachte. Diese bekannten Vorgänge kommen hier hauptsächlich in Betracht wegen ihrer Rückwirkung auf die inneren Verhältnisse Chinas. Sie verletzten dem Prestige der Mandschuregierung einen harten Schlag. Insbesondere verlor das Volk auch den Glauben an die militärische Tüchtigkeit der für unbesiegbar gehaltenen Mandschus. Dazu hatte sich auch in dem Feldzug wieder die furchtbare Korruption des bestehenden Regimes offenkundig herausgestellt. Die für den Krieg bereitgestellten Mittel waren größtenteils gar nicht für ihren Zweck verwandt, sondern von

Militärmandarinen bis zu den höchsten Graden hinauf gestohlen worden. Die Truppen liefen vielfach auseinander, weil ihnen Löhnung und Verpflegung nicht zuteil wurde. Kurz, die Vorgänge im Opiumkrieg hatten den Nimbus der Mandschus böse geschädigt.

Guylaff, der diese Zeit in China verlebte, konstatiert in seiner Geschichte Kaiser Taokuang's, daß nach dem Frieden von Nanking die demokratische Strömung in China immer stärker wurde. Geheime Gesellschaften spielten wieder eine große Rolle in den 40er Jahren. Es waren darunter auch solche, die Ziele kommunistischer Natur proklamierten. So erklärte sich die Bruderschaft des Himmels und der Erde für berufen, den furchtbaren Gegensatz zwischen Armut und Reichtum aufzuheben. Das höchste Wesen wolle nicht, daß Millionen zu Sklaven einiger Tausende bestimmt seien. Um jenen zu helfen, soll diesen die Erde mit ihren reichen Schätzen, die zu gemeinschaftlichem Gut bestimmt sind, wieder abgenommen werden, und zwar das auf dem Wege einer allgemeinen Erhebung, die, wenn die Zeit gekommen ist, losbrechen soll, zunächst gegen die Mandschus und die Mandarinen. Kommunistische Ideen spielten auch eine erhebliche Rolle in den Lehren und im Leben der Revolutionäre, die in der Zeit Ende der 40er Jahre gewaltsam ausbrechenden Volksbewegung an die Spitze gelangten. Das war der Anhang des Sungfutuen aus der Provinz Kwangsi. Seine Anschauungen waren auch stark religiös gefärbt, vom Christentum sehr beeinflusst, wie Sung sich denn auch den jüngeren Bruder Christi nannte. Was aber alle Revolutionäre zusammenhielt und ihnen die Stoß- und Werbekraft verlieh, als sie sich zu Anfang der 50er Jahre mit bewaffneter Hand erhoben, das war ihre ausgesprochene Gegnerschaft gegen die Mandschus und das bestehende Räuberregiment. Die „langhaarigen Rebellen“, so genannt, weil sie den von den Mandschueroberern als Zeichen der Unterwerfung den Chinesen aufgezwungenen Zopf nicht mehr trugen, sondern das Haar frei hängen ließen, oder, nach der üblicheren Bezeichnung, die „Taiping“ schritten von kleinen Anfängen in der Provinz zu Kwangsi rasch zu bedeutenden Erfolgen über die kaiserlichen Truppen und zur Einnahme wichtiger Städte vor. 1853 fiel sogar die alte Metropole Nanking in ihre Hände und wurde nun zur Hauptstadt eines großen Taipingreiches mit schließlich 75 Millionen Einwohnern. Sung war der Kaiser dieses Reichs, das nun freilich in fortwährendem Kampfe mit den im Norden sich behauptenden Mandschus lag.

Daraus erklärt sich wohl auch im ganzen, was wir über den praktischen Kommunismus der Taipings vernehmen. Er beschränkte sich offenbar auf die streitbaren Parteigänger Sung's, die ohne eigenen Besitz aus öffentlichen Mitteln ihren Unterhalt bekamen. Im übrigen unterliegt keinem Zweifel, daß im Taipingbereich Privateigentum und Einzelwirtschaft fortbestanden, der Handel begünstigt wurde. Es besteht denn auch kein Grund zu bezweifeln, daß ein englisch-chinesisches Blatt jener Zeit die Ziele der Revolutionäre im ganzen richtig wiedergibt. Nach diesem Organ wollten die Taipings: erstens China für die Chinesen, d. h. Vertreibung der Mandschus, zweitens eine liberale Politik, drittens freie Bewegung des Handels und der Manufaktur, viertens ein friedliches Verhältnis zwischen allen Völkern zum Zwecke regen gegenseitigen Austauschs, schließlich die Einführung fremder Erfindungen und Erzeugnisse ins Land. Das wären nun durchaus bürgerlich-revolutionäre Ziele. Daneben wird freilich eine erhebliche proletarisch-kommunistische Strömung andauernd bestanden haben. Die Bauern hintwiederum hätten sicher bloß die Reste des urwüchsigsten Kommunismus beibe-

halten wollen, die sich bei ihnen fanden, im übrigen aber zum vollen Genuß freien Eigentums gelangen, Grundsteuer, Pacht, Beamtenqualerei loswerden. Die Taipingrevolution kam eben gar nicht so weit, daß die verschiedenen Bestandteile der Bewegung sich nach erfolgtem Siege voneinander geschieden und das Ueberwiegen der stärksten Strömung zum Vorschein gebracht hätte, was praktisch der Sinn der Umwälzung sein konnte. Das Taipingreich bestand eben nur in fortgesetztem Kampf mit den Gegnern im Norden. Die Revolution wäre, wie man heute nicht mehr bezweifelt, zu völliger und endgültigem Siege gelangt, wenn nicht schließlich die Europäer die Partei der Mandschus gegen die christlichen Taipings aus schmutzigstem Geschäftsinteresse genommen hätten. Die Taipings waren grundsätzliche Gegner des Opiums. Diese alte Opiumstreitfrage spielte auch wieder eine große Rolle in den neuen englisch-chinesischen Kriegen der ausgehenden 50er und beginnenden 60er Jahre. Die Franzosen

waren diesmal mit von der Partie. Der Verlauf dieser Kämpfe darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Die Mandschus erwiesen sich von neuem als nicht widerstandsfähig, und die Verbündeten zogen schließlich in Peking ein, wo sie den Sommerpalast barbarisch verwüsteten und plünderten. Nachdem sie so die Mandschus gedemütigt, sprangen sie ihnen demnächst bei gegen die Taipings, die ihnen nun als Handelsstörung im Wege waren. Es kam faktisch dahin, daß die räuberische und mörderische Tyrannei der Mandschus durch die Beihilfe englischer und französischer Scharen wiederhergestellt wurde. Nach langen Kämpfen, in denen die Regierungstruppen furchterliche Grausamkeiten, unglaubliche Massenmorde begingen, fiel 1864 Peking in die Hände der Kaiserlichen, und die Taipingrevolution war so gut wie unterdrückt.

Die Menschenleben, die dem Konterrevolutionären Wüten zum Opfer fielen, zählten nach Millionen, wovon natürlich nur der geringste Teil im Kampfe umkam. Nichtsofern tagiert

sogar die Gesamtzahl der im Verlauf der Taipingrevolution Umgekommenen auf 30 Millionen Menschen. Dieses Meer von Blut umfaßt aber nur einen Teil des unsäglichen Unglücks, das für einen großen Teil Chinas der Sieg der Mandschus und ihrer Verbündeten bedeutete. Systematische Verwüstungsarbeit hatte unter anderem in weiten Gebieten die Maulbeerbaumkulturen ausgerottet und damit die Seidenindustrie auf lange hinaus ruiniert. Kenner Chinas behaupten, daß in den Tangkeprovinzen noch heute die Spuren des Lebens der Reaktionsoldateska auf Schritt und Tritt wahrzunehmen sind. Ganz China litt dauernd unter den finanziellen und handelspolitischen Folgen des unglücklichen Verlaufs der Dinge. Während der Sieg der Taipings den Binnen- und Außenhandel Chinas von den bestehenden Hindernissen freigemacht, insbesondere auch die Vinnenzölle beseitigt haben würde, fügten die Reaktionenäre den hergebrachten Behinderungen des Warenverkehrs neue hinzu. (Schluß folgt.)

## Fabeln.

Von Robert Walter.

### Melancholisches.

Der Maulwurf spitzte den Nüssel aus der Erde. „Was kannst Du?“ fragte er einen Garter.

Der schnabelte selbstbewußt: „Gehen, fliegen, schwimmen und tauchen.“

„Kannst Du auch in der Erde wühlen?“

„Nein. Kannst Du wühlen?“

„Kleinigkeit! Paß auf!“ Eilig verschwand der Samtrock.

An diesem Tage verlor der Garter das Selbstgefühl, opferte sein teures Fett der Melancholie, vergrämte seine Tage und starb eines unnatürlichen Todes.

### Vaterliebe

Die kleinen Spinnen schlüpfen aus dem Nestbeutel und machten sich hurtig über ihren Papa, ihn aufzufressen.

„Die niederträchtige Brut!“ entsetzte sich ein Holzwurm, „weshalb wehrst Du Dich nicht?“

„Freund,“ dozierte der Spinnerich, während ihm Glied um Glied von seiner Nachkommenschaft verspeist wurde, „ich sorge für ihre Zukunft.“

Der Holzwurm beruhigte sich nicht. „Aber sie haben doch auch eine Mutter!“

„Mutterliebe soll größer sein als Vaterliebe. Ich will ihnen die wertvollere bewahren.“

„Aber wozu denn noch,“ schrie der Wurm empört, „wenn sie sich schon an Deinem Leben geist geschmarotzt haben!“

„Das ist unlogisch,“ röchelte der Spinnerich, „dazu ohne jegliche Moral. Ich habe meinen alten Herrn ja auch aufgefressen.“

### Warnung vor Maulwürfen!

Der Maulwurf erjagte einen Engerling.

„Laß mich leben,“ bettelte das Kriechtier, „um meiner Zukunft willen! Ich werde flügelnd durch die Maiabende tiefe Nieder summen, ich werde zwischen Mond und Sternen fliegen und nachts im jungen Laube wohnen.“

Der Maulwurf trommelte sich den Bauch vor Freude. „Zum Dank für das Märchen,“ dachte er, „lauf!“

An einem Abend schnüffelte er spitznäsiger in die Dämmerung. Da surrte über ihm ein Käfer.

„Kennst Du mich wieder, Freund?“ rief der Flügelschwinger, „ich bin der Engerling, dem Du das Leben schenkest.“

„Lügenvogel!“ dachte der Maulwurf und schloß die Augen durch die Nöhren.

Dabei erjagte er einen Engerling.

„Laß mich leben,“ bettelte das Kriechtier, „um meiner Zukunft willen!“

„Betrüger oder Schwärmer?!“ lachte der Maulwurf, „diesmal ist Deine Zukunft in meinen Eingeweiden!“

Damit schlappste er ihn über und trommelte sich den Bauch vor Freude

\*

### Polizeihunde.

Ein Polizeihund zerfleischte einem Steuerzahler die Waden, worauf der beschränkte Untertan vor den Gerichtshof der Tiere humpelte.

Der Klappengeier erteilte dem Hunde das Wort, und das Polizeivieh schnauzte: „Da meine vorgesetzte Behörde nicht in der Lage ist, mir die wirklichen Verbrecher zuzutreiben, so werde ich gezwungen . . . will ich die Fähigkeiten meines Gebisses nicht verlieren . . . meine Übungen am ersten besten menschlichen Trottel vorzunehmen.“

Das erleuchtete die Hirne. Darauf erhielt der Klappengeier das Wort.

Und der Advokat plädierte: „Da die Menschen trotz ihrer gepriesenen Intelligenz die Unschuldigen schikanieren, die großen Ganner aber gemeinschaftlich nicht anfassen, so darf man es einem armen Hunde nicht verübeln, wenn er von seinem Instinkt auf die verkehrte Spur geführt wird. Und: wer will letzten Endes behaupten, der Kläger sei völlig unschuldig?“

Der Klappengeier sprach den Polizeihund frei und gratulierte ihm zu seiner Pflichterfüllung.

Der wadenlose Untertan humpelte hingegen zerknirscht von dannen und zahlte fürderhin keine Steuer.

\*

### Charakterstolz.

„Bedauernswerter Freund,“ redete ein Bernhardiner einen Terrier an, „wie schmachvoll bist Du der edelsten Rasse unseres Geschlechts beraubt! Nicht das kleinste Stummelchen vom Schwanz hat Dir der Mensch gelassen!“

„Bedauernswert nennst Du mich?“ lächelte der Terrier mit erhobener Nase, „o armes Geschöpf Du! Wozu gebrauchst Du denn Deinen Schwanz? Doch nur zum Wedeln, nicht wahr? Pfui! Steh mich an, ich wedele nicht mehr.“

\*

### Verderbtheit des frühesten Vorlebens.

Beim Scheiden des Frühlings gerieten die leichtgäulenden Schmetterlinge in den Verdacht,

die Frühlingsblumen zu zerstören. Eine Horde großschnäbeliger Raben versammelte sich darob und hielt strenges Gericht.

„Jäh — kräh!“ begann der Klügste von ihnen, „was bedarf es erst des Beweises! Für mich genügt schon die Tatsache, daß diese Tiere, als sie noch jung waren, als sie noch Raupen waren, Hecken und Bäume und Sträucher kahl gefressen haben. Und wer sich solcher Taten bereits in seiner Jugend rühmen darf, von dem erachte ich es ohne weiteres als erwiesen, daß er im Alter auch die Blumen zerstört.“

Diese Scharfgeistigkeit unnebelte die Denkfähigkeit der Mindertweisen, und sie rückten würgend und mordend gegen die Unschuldigen aus.

\*

### Kleinigkeiten.

Die Fäden des Spinnennetzes sind eng und fein wie die Gesetzesparagrafen. Selbst die unscheinbarste und winzigste Mücke verfängt sich sicher darin.

Aber die Hummel geht hindurch, zerreißt im Fluge die stärksten Maschen und verwirrt das Kluggebante Gespinnst.

Eine arme Fliege, der man eben das letzte Tröpfchen Blut ausgesaugt, wimmert: „Weshalb wird die Hummel nicht eingefangen?“

„Weil sie ein großes Tier ist!“ bekennet die aufrichtige Spinne.

\*

„Welche Wandlung unserer Kunst habe ich erlebt!“ konstatiert ein Floh, als er dressiert war, „ich begann mit den Kammerspielen, jetzt trete ich im Zirkus auf.“

\*

„Wir sind der Menschen Lieblinge,“ berühmen sich die Leichenwürmer, „jedes Getier muß vor ihnen zittern. Zu uns kommen sie im Frieden.“

\*

„Woher?“ knurrte der Spatz.

„Aus Welschland,“ zwitschert die Schwalbe.

„Wieviel Strohdienen bis dahin?“

Die Schwalbe wippt verlegen mit dem Witzel.

„Wieviel Hühnerhöfe bis dahin? Wieviel Kirschbäume? Erbsebeete? Misthausen? Kof-äpfelberge? he?“

„Ich weiß es nicht,“ resümiert die Schwalbe.

„Natürlich!“ konstatiert der Spatz, „solche Bergünstigungen wie Reisen oder dergleichen kommen selten an den Nechten.“

**Die Heide.** Vor ein paar Wochen lag die Heide noch tief begraben im Schnee. Ihr dürftiges Geäst hing voll phantastisch schönen Geschnitzten von Reis und Flaumflocken. Das glitzernde Schneefeld bedeckte das magere Ginsternetz und die krüppeligen Fleckenbüsche; die Säulchen des Wacholders starrten geheimnisvoll wie weiße Marmorbilder. Die winterliche Heide lag weich und dämmrig wie ein feierlicher, verwunschener Garten, wie ein vergessener Friedhof da.

Jetzt hat die Heide das Wintergewand ausgezogen. Rauh und schmutzig, braun und moorig dehnt sie sich in die Weite. In der Ferne kriecht sie in den nebeligen Himmel hinein, der grau und regenschwer sich mit ihr vereint. Ein kalter Wind schüttelt und zauft die tausend dünnen, lahlen Äste, ein Frösteln schauert in den Ästen. Der kalte Tag versinkt in spätwinterlicher Müdigkeit, und wie er hinabsinkt in die gähnende Tiefe, spinnt eine lange Dämmerung ihre grauen Fäden in die dünnen Zweige. Müder und leblos schläft die Heide.

Schläft sie? Es kommt ein Tag voll blinkendem Sonnenschein, und über die schlafende Heide geht ein helles Leuchten und Schmettern. Die braune Erde hat, begraben unter dem kalten Winterschnee, alle ihre Poren mit neuen Lebensäften gefüllt. Vom goldigen Sonnenstrahl erwärmt, treibt sie mit unwiderstehlicher Kraft den Odem des Drachen, durchsättigten Bodens in die Höhe. Es webt ein weicher Uebergangston von lauem Vorfrühlingsduft in den Ästen. Noch stehen keine Blumen, noch durchbricht kein spritzendes Grün die Raue der Wege. Aber die Wälsche glänzen und saugen in treibender Luft gierig sich satt an Feuchtigkeit und Sonne. Die stillen Wälsche leben und suchen in verlangendem Sprechen ihre Knospen zu sprengen, sie zu entfalten, sie zum Wüthen, zu bringen. Die weichen, prallstehenden Birken recken sich mit Ungewalt unter dem Schauer der Frühlingsluft. Sie strecken die Zweige klamm und straff, sie erwarten die große, urkräftige Wiedergeburt, ein neues, auszulostendes Lebensglück. Auch die dunklen Erlen an den Gräben und Niederungen stehen und warten. Die stumpfe Farbe ihrer gedrückten Knospen hat einen glänzenden, violettroten Schimmer bekommen. Um die Erlensbüsche, die voll noch unerschlossener junger Blütenfransen hängen, webt die Sonne einen roten Purpurmantel. Die Weiden sonnen bereits lustig ihre Köpfe.

Nur die krüppeligen, mürrischen Eichenbüsche stehen noch wie im Winterschlaf und hüllen sich fröstelnd in das weisse Laub vom vorigen Jahre. Wenn aber erst ihre wellen Blätter fallen, dann steht die Sonne hoch am Himmel und leuchtet hell über die dem Höhepunkt ihrer Schönheit zustrebende Heide. Bunte, helle Blumenaugen und prächtig gelber Ginsters erblühen an allen summierten Wegen. Die Heidelerche trillert mit seinem Stimmchen in den Lüften, Goldhämmerlingen schwärmen ihre melancholischen Melodien. Käfer und Bienen jammern, Schmetterlinge gaukeln. Weilenweit dröhnt die blühende Heide von der Stimme der roten Heideglut. Wenn zitternd der Sommertag zur Neige und die Nacht leise durch die Weiten geht, schwirren Glühwürmchen durch die laue Dunkelheit. In der blühenden Heide leert alles den Becher der Luft, bis es gesättigt ist und Herbst und Winter kommen und alles wieder still machen. k. r.

**Kolonialgeschichtliches aus Ostindien.** Aus der englischen Kolonialgeschichte des 18. Jahrhunderts sind die bekanntesten Namen die der beiden Männer, die von einzelnen am meisten dazu getan haben, die Herrschaft der Ostindischen Kompagnie über Vorderindien zu begründen, die Namen von Clive und Hastings. Diesem würdigen Brüderpaar aber reichte sich eine zahlreiche Gefolgschaft von Größen zweiten und dritten Ranges

an, die ihren Meistern im Punkte des Glaubens und Mordens erfolgreich nachgeeffert haben. Neben Hastings kann ich z. B. durchaus sehen lassen sein Zeitgenosse und Nebenbuhler in Ostindien, der berühmte Jurist Jmpen, der als oberster Leiter des gesamten Rechtswesens eine fürchterliche Landplage für Bengalen und die übrigen Gebiete der Kompagnie wurde. Ueber die Wirtschaft von Jmpen und Konsorten heißt es in einer Witzschrift aus englische Parlament: bauere dieser Zustand fort, so würde die Kompagnie Häfen haben ohne Handel, Besatzungen ohne Eintommen und Länder und Geseze ohne Einwohner. Jmpen würde denn auch schließlich, 1782, abberufen und sogar unter Anklage gestellt, hernach aber ebenfugot freigesprochen, wie dies mit Clive und Hastings geschehen ist. Von Hastings' indischen Spießgesellen ist besonders verrufen ein Mensch von ungewöhnlicher Erfindungsgabe in allen Gemeinheiten, Dewi Singh, der Rentmeister und Richter von Dinadsapur. Das war ein Gebiet von 5000 englischen Quadratmeilen mit einer Einwohnerzahl von 900 000 Menschen. Dewi Singh hat diesen Bezirk dermaßen ausgefaugt und mißhandelt, daß er

berechtigt ist, wer von kolonialer Eroberungs- und Ausfaugungspolitik überhaupt nichts wissen will. Wer hingegen damit einverstanden ist, daß exotische Völker zu Ausbeutungszwecken bezwungen und beherrscht werden, der darf sich auch nicht über die Konsequenzen entkräften, über solche Gräueltat wie die von Clive und Hastings, Jmpen und Dewi Singh.

Unsere Bilder behandeln den gleichen Gegenstand — den Frühling —, vertreten aber in ihren Vorlagen ganz verschiedene Kulturzonen und sprechen daher mit ganz verschiedenen Formen zu uns. Sandro Botticelli, der Meister des einen Bildes, lebte von 1448 bis 1510 und gehörte der florentiner Frührenaissance an. Gegen das Ende des Mittelalters blühte — zunächst in Italien — eine Kultur auf, die der antiken geldwirtschaftlich-großstädtischen Welt so ähnlich war, daß man eine förmliche Wiedergeburt („Renaissance“) der alten Welt zu erleben meinte. So entwickelte sich gerade in Florenz auf dem Boden eines bedeutenden Bankgewerbes und einer bedeutenden Wollindustrie im 14. und 15. Jahrhundert ein reiches Bürgertum. Es produzierte aus sich selber bald eine



**Vogelfriedhof.** Ein eigenartiger Friedhof wird von den Patienten einer der bekanntesten Lungenheilstätten Deutschlands gepflegt. Es kommt oft vor, daß sich Singvögel in den Nischen der Anstalt verirren und mit solcher Wut gegen die Glasfenster fliegen, daß sie tot herunterfallen. Die Kranken begraben diese toten Vögel auf einem für diesen Zweck angelegten Friedhof. Jedes tote Tier erhält eine Grabstätte und einen kleinen, mit einer Inschrift versehenen Gedenkstein.

in Zeit von wenigen Jahren völlig zugrunde gerichtet war. Ueber die Teufeleien dieses indischen Schergen der Briten findet sich eine ergreifende Stelle in den Anklagereden, die Burke vor dem englischen Oberhaus gegen Hastings hielt. Es heißt da u. a.: „Wer die willkürlich erhöhten Steuern nicht bezahlen konnte, wurde ins Gefängnis geworfen; sein ganzes Vermögen, Haus und Hausgeräte, Kleder, Vieh und Kleidungsstücke wurden unter dem Preise verkauft, und Dewi Singh ließ sie durch seine Agenten verkaufen. Die Heiligkeit des Harems wurde durchbrochen. Mütter und Töchter wurden nackt ausgezogen, geschändet, und um die etwa verborgenen Schätze an das Licht des Tages zu bringen, den furchtbarsten Qualen preisgegeben. Man hat ihnen die Wurzeln der Brüste zwischen Bambusstäben gepreßt und herausgerissen. Was die Schamhaftigkeit bei allen Völkern auf Erden verbirgt, wurde durch die Werkzeuge des Ungeheuers bei offenem Gerichte vorgezeigt und langsam verzehrendem Feuer preisgegeben — der Tod fuhr in die Quelle des Lebens.“ Diese empörenden Tatsachen waren für Hastings und seine Verteidiger sehr peinlich; denn sie waren nicht in Abrede zu stellen. Sie suchten bloß die Mitverantwortlichkeit von Hastings herabzusetzen und brachten dabei als Hauptgrund für eine milde Beurteilung vor, man möge doch bedenken, daß bei der Eroberung eines fremden Landes, bei der Gründung eines neuen Reiches mit dem Schwerte in der Hand, gewisse Härten und Bedrückungen unumgänglich zu vermeiden seien. Unleugbar liegt darin die Wahrheit, daß zur Beurteilung von Kolonialgräueltat bloß

die verfeinerte künstlerische Ansprache erhob, sich besonders gern mit neuausgegrabenen Denkmälern des Altertums umgab und es liebte, wenn die lebenden Künstler die antiken Kunstdenkmäler nachahmten oder sich wenigstens von den alten Dichtern durch auserwählte poetische Stellen inspirieren ließen. Wie die antike Kunst, sollte die neue Kunst den Charakter einer heiteren Sinnlichkeit, den Charakter einer irdisch-festlich gestimmten Pflege des Körperlichen haben — und man war doppelt froh, wenn dabei möglichst viele mythologische Figuren und spitzfindige humanistische Beziehungen kamen. Botticellis Frühlingbild hat viel von dieser allegorischen Art. Aber es hat nicht rein den Charakter der Renaissance-Sinnlichkeit. Es ist noch etwas vom mittelalterlichen, gotischen Wesen darin; von jener Auffassung, die im Körper nur das gebredliche Gefäß des Geistes erblickte. Daher die überfeine, höchst geklingelte Schlantheit dieser Figuren, die Sprödigkeit dieser Bewegungen, die fast kirchliche Keuschheit mancher Haltungen neben Dingen wie dem heidnisch-keck zugreifenden Windgott zur rechten Seite. Vielleicht, daß in dem Künstler etwas von bewusster Reaktion war, eine feinschmeckerische, verwöhnte Absichtlichkeit in dem Zurückgehen auf gotische Sprödigkeit. Jedenfalls war das ausgehende 15. Jahrhundert sehr raffiniert, zumal an Orten wie Florenz, wo sich die Bourgeoisie in den kleinen Liebhaberkreisen des Medicerhofes aufspitzte.

Ganz anders als dieses köstliche Bild, das mit der kühlen und feierlichen Noblesse eines Wandteppichs aus fürstlichem Prunksaal auf uns wirkt, steht sich der Thoma an. Viel Worte tun da nicht not. Das ist der Frühling im proletarisch-bäuerlichen Geist, der Frühling, wie ihn das 19. Jahrhundert kennt: unbefangene, kräftig, fröhlich, kernig, frisch — der Frühling im Geiste der Demokratie von heute, nur vielleicht mit leichtem, kleinbürgerlichem Stimmungseinfluß. Da ist nichts von der feinen Müdigkeit der kunstreichen Armverschlingungen einer höfisch-mythologischen Tanzfigur, nicht der gewichtlose Schritt der allegorischen Genien, überhaupt nichts von Allegorie, sondern unmittelbare Wirklichkeit. So stehen sich die Zeiten entgegen. Und dennoch bringen beide Schönes. Und die künstlerische Sinnigkeit, mit der Botticelli die Blumen malt, zwischen denen sich die Füße der Elfen bewegen, ist im tiefsten Grunde dieselbe wie die, mit der Thoma die Äste seines Bäumchens oder das Muster der Kleider seiner kleinen Bauernmädchen zeichnet. w. h.